

Niederrheinische
Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige
Monatsschrift
fürs Jahr 1792.

Zwölftes Heft. November.

Wesel und Frankfurt
bei Sr. Jak. Röder und J. Joach. Kessler.

Ankündigung
der

Weselschen Monatsschrift
für das Jahr 1793.

In dem Wunsche vieler Leser der Nieder-
rheinischen Unterhaltungen Genüge zu
leisten, hat man sich entschlossen, dieses Journal
mit dem gegenwärtigen siebenten Jahrgange zu
schließen, und mit dem Jahre 1793 ein neues
Journal, unter dem Titel: Weselsche Monats-
schrift

schrift ic., als eine Fortsetzung des vorigen,
auszugeben.

Da sich, auffer den bisherigen Herausgeber
der niederrheinischen Unterhaltungen, noch meh-
rern andere Gelehrte anheischig gemacht hab
zu der neuen wesselschen Monatschrift Beiträ
zu liefern: so können wir den künftigen Lesern
derselben eine noch größere Mannigfaltigkeit des
Inhalts und mehr originale Aufsätze versprechen.

Im Ganzen wird der bisher beliebte und be-
kannte Plan der niederrheinischen Unterhaltungen
bei dem neuen Journale zum Grunde gelegt blei-
ben. Man wird in demselben fortfahren das
Publikum auf die angenehmste Art zu unterhal-
ten, zugleich aber auch auf die Bildung des Ver-
standes und Herzens Rücksicht zu nehmen, und
besonders solche Aufsätze zu liefern, die den El-
tern, Lehrern und Erziehern zur Bildung der
Jugend willkommen seyn werden.

Die Hauptgegenstände der in der wesselschen
Monatschrift zu liefernden gemeinnützigen Ab-
handlungen und Aufsätze werden demnach seyn:

1. Geschichte unsrer Zeit; oder Nachrichten
von merkwürdigen politischen und kirchlichen Be-
gebenheiten, und was sonst zum Wohl der
Menschheit aufbewahret zu werden verdient.

2. Nachrichten von neuen gemeinnützigen Pro-
dukten in Wissenschaften und Künsten zur Ver-
brei-

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnützige

Monatsschrift

fürs Jahr 1792.



Zwölftes Heft. December.

I.

Beschluß der Fragmente
aus meinem Reisejournal im
Sommer 1791.

Schmeichelhaft müssen mir freilich die schon längst an mich ergangene Aufforderungen mehrerer Leser seyn, Ihnen die schon so lange versprochene Fortsetzung dieser Fragmente zu liefern. Tadeln darf ich auch den Setzer nicht, daß er dem letzten Abschnitt derselben im Monat Februar die Clausel angehängt hat: die Fortsetzung künftig. Er hatte allerdings ganz richtig gemuthmaßt, daß die Reise mit dem Besuch in Gnadau nicht ganz zu Ende gewesen seyn könne.

N. U. 2. Band.

¶

In

In dieser Vermuthung müsse er dadurch noch mehr bestärkt werden, daß das Mspt dieses Reisejournal's nicht von Gnabau, sondern von meinem Wohnort aus zur Druckerey war geschickt worden. Aber wissen konnte er dann doch nicht, ob mit jener Erzählung nicht die Fragmente in meinem Journal selbst zu Ende gewesen, oder ob dieselbe noch wol etwas enthalten könnten, das werth sey, dem Publikum mitgetheilt zu werden, oder nicht — Ich bin indessen durch dies Versprechen einer Fortsetzung in eine Art von Verlegenheit gesetzt worden, die hauptsächlich die Ursache der bisherigen langen Verzögerung gewesen ist. Denn offenherzig gestanden, mein Journal enthält außer dem, was davon bereits in den Unterhaltungen gedruckt ist, weiter nichts von einiger Erheblichkeit, als eine Anzeige der Magdeburger Revue, und meiner Reise nach Berlin, ein Paar Artikel, mit deren ausführlichen Beschreibung sich freilich, wenns Noth thät, noch leicht ein oder zwei Hefte der Unterhaltungen ausfüllen ließen, wobei sich aber so wohl in Ansehung des einen als des andern dieser beiden Gegenstände eine besondere Schwürigkeit hervor-
thut. Denn was die Magdeburger Revue betrifft, so bietet sie allerdings einen reichhaltigen Stoff zu einer der interessantesten Schilderungen an — die persöhnliche Gegenwart des Königs mit seinem ansehnlichen Gefolge so vieler fürstlichen

lichen Personen, die theils als Zuschauer, theils als wirklichen Theilnehmer dieses prächtigen kriegerischen Schauspiels den Glanz desselben vermehrten — das ausgesuchte Heer von 7 Regimentern Infanterie und 4 Regimentern schwerer Cavalerie, das Austrücken der Soldaten aus ihrem Lager, die plötzliche Formirung derselben zu einer schnurgraden Linie, die auf einmal gleich einer Mauer von unabsehlicher Länge da stand — die schöne Ordnung, die regelmäßige und mannigfaltige Wendungen und Bewegungen dieser tausenden von Menschen, die ohngeachtet ihrer Menge doch alle so gleichförmig, so auf den Augenblick übereinstimmend wirkten, als sey es nur ein Mann — Jetzt das rasselnde Feuer, das in fürtrefflicher Geschwindigkeit und doch in regelmäßiger Ordnung Knall auf Knall von allen Seiten gleichsam aus dieser lebendigen Mauer aus tausend Oefnungen hervorbrach — Und nun auf der andern Seite der Anblick vieler tausenden furchtbar gewafneten Männern auf ihren vor Muth schraubenden und vor Ungeduld stampfenden Rossen, die erst in kleinen unzähligen Reihen die eine nach der andern den König an ihrer Spitze majestätisch daher zogen, und nun auf einmal eine einzige lange unübersehbare Reihe bildeten, welche nun auf den ersten Schall der schmetternden Trompete als eine einzige zusammenhängende Masse furchtbar loßbrach und gleich

einer dahinstürmenden Fluth, oder vielmehr gleich einem sichtbaren Sturmwind alles vor sich her niederzuwerfen drohete, wobei man unter dem Aufschlag der Kasse den Fußboden unter sich beben fühlte — Ein solches furchtbar prächtiges Schauspiel, das drey Tage lang und täglich in neuen veränderten Scenen vorgestellt ward, könnte freilich einer Sachkundigen und geübten Feder den reichhaltigsten Stoff zu einer der interessantesten Schilderungen anbieten; Allein da unter den vielen Künsten und Wissenschaften, die mich in meiner Jugend meine Eltern nicht haben lehren lassen, auch besonders die Taktik mit gehört, so kan ich von der Magdeburger Revue nichts anders sagen, als daß ich derselben mit Bewunderung und einem schaudervollen Vergnügen beigewohnt und mir einen Begriff davon zu machen gelernt habe, wie ein Preussisches Heer ein an der Zahl größeres dennoch überwinden könne, und daß übrigens die deutsche Uebersetzung des ausländischen Worts Revue durch Musterung obgleich es fast allgemein angenommen ist mir nicht so gut gefällt, und der Sache nicht so sehr angemessen scheint, als das von dem Herrn Generallieut. von Schlieffen besser und schicklicher gewählte Wort: Heerschau, welches nach meinem Urtheil den eigentlichen Begriff der Sache völlig erschöpft, zum Beweise berufe ich mich auf die eigentliche, auch noch immer in unsrer Provinz

gebräuchlicher Bedeutung des Wortes Schau, welches in der Zusammensetzung mit andern Wörtern nicht ein bloßes Besehen sondern eine wirkliche Untersuchung und Beurtheilung anzeigt, und so dem einmal recipirten Wort: Revue (Revisio) entspricht, wie z. B. das Wort Deichschau beweiset, welches wie bekannt eine Untersuchung der Deiche oder Dämme bezeichnet. *)

Wort

*) Die Bemerkung, welche der Herr General von Schlieffen in seiner Nachricht von einigen Häusern des Geschlechts der von Schlieffen zu Cassel 1784, bei dem Gebrauch des Wort Heerschau macht, verdient hier, zumal bei der in unsren Zeiten auf so neue mit so vielem Eifer angefangenen Reinigung der Deutschen Sprache von fremden Wörtern, eine Stelle: „Man erlaube uns, sagte er, hier eine Truppenbesichtigung nicht wie der Ausländer, sondern gleich unsren Vätern mit Heerschau zu benennen; denn wir zweifeln, daß dafür ein eigentlicher Name zu finden sey, als der, womit diese sie belegten, ob schon die Mode ihn längst verbannt hat. Passende Ausdrücke sollten billig in keiner Sprache abkommen, noch weniger aus der unsrigen durch fremde Wörter, wenn eben so gute einheimische vorhanden sind, verdrängt werden. Sie ist zu reich an Eigenthum, als daß ihr das gränzenlose Rauben der englischen anstehe, oder sie desselben in eben dem Maas bedürfte, und wäre dem Urheber dieses Aufsatzes vergönnt, ein deutscher Schriftsteller, fürnemlich einer der geleseuen zu seyn, so würde er es für Pflicht achten, durch Beispiele nicht minder als durch Ermahnung seine Landsleute von entbehrlichem Vorgehen abzurathen.“

Von meiner Reise nach Berlin könnte ich nun freilich etwas ausführlicheres melden, und es dürfte wol hier nicht, wie bei der Magdeburger Hierschau, der Fall eintreten, daß die Leser statt einer Beschreibung derselben sich bloß mit einer gramaticalischen Bemerkung begnügen müßten. Indessen thut sich hier eine andere Schwierigkeit hervor. Es ist nemlich schon so viel über Berlin geschrieben, es sind davon bereits so viele Reise, und andere Beschreibungen vorhanden, und insbesonder giebt die bekannte Typographie des Herrn Nicolai hierüber so vollständige und ausführliche Auskunft, daß mir wenig oder nichts neues davon zu sagen übrig bleibt.

Um nun auch dieser Schwierigkeit, so gut sich thun läßt, abzuhelfen, und wenigstens meinen Lesern keine ohnehin bekannte Sachen aufzutischen, muß ich sie bitten, hier keine eigentliche Beschreibung der Stadt Berlin und ihrer Merkwürdigkeiten zu erwarten, sondern sich mit einer kurzen Erzählung dessen, was mir diese Reise interessant gemacht, und mit einigen Bemerkungen über einzelne mir vorgekommene Gegenstände zu begnügen.

Die Reise von Magdeburg nach Berlin über Tiesar und Potsdam machte ich in Gesellschaft dreier Kaufleute aus Magdeburg in einer Mieth-

kutschsche

kutsche, die wir gemeinschaftlich in diesem Ort angenommen hatten. Diese Art zu reisen hat ihr gutes, aber auch ihre merkliche Unbequemlichkeiten. Man ist mehr sein eigener Herr, man ist nicht so genau an bestimmten Stunden des Abfahrens und des Verweilens gebunden, und man hat einen weit bequemeren Wagen, als wenn man sich der Post bedient, die selbst, wenn man auch Extrapost nimmt, und nicht einen eigenen Reisewagen mit sich führt, einem kein anderes Fuhrwerk, als einen gewöhnlichen Kiterwagen giebt. Indessen hat auch ein solcher Mietzwagen wiederum seine großen Unbequemlichkeiten: Da man nemlich nicht mit den Pferden wechselt, und der größte Theil des Weges zumal auf der letztern Hälfte ausnehmend sandig ist, so kommt man nur sehr langsam vom Fleck, so wie wir dann auch wirklich bei drittehalben Tag über diesem Weg, der doch nur 18 Meilen beträgt, zubrachten, und welchen, wie ich hier im Vorbeigehn anmerke, der König bei Gelegenheit der Magdeburger Heerschau in so kurzer Zeit zurück gelegt hatte, daß er noch des Nachts zu Potsdam geschlafen hatte, und doch schon um neun Uhr des Vormittags im Lager bei Magdeburg eintraf.

Noch eine andere Unbequemlichkeit, die mit der von uns gewählten Art zu reisen verbunden und besonders mir, der ich nicht hierauf gerechnet hatte,

hatte, sehr lästig war, bestand darin, daß unser Kutscher, der nach dem mit ihm getroffener Accord sich und seine Pferde selbst beköstigen mußte überall in solchen Herbergen einkehrte, wo es am wolfeilsten zehren war. Dies waren meist schlechte Bauernhütten, wo zwar Heu und Haber für die Pferde, aber für die Menschen außer einem schlechten Brantwein und einem sauren ungenießbaren Bier durchaus nichts zu haben war: An dem Hause, wo wir das erstemal Mittag halten sollten, konnte ich nicht einmal einen Caffee, den ich mir in Ermangelung alles andern ausbat, eben so wenig als ein Butterbrod bekommen. Meine Reisegefährten, die hierauf vorbereitet waren, und einen Koffer mit kalter Küche bei sich führten, verwunderten sich sehr, daß ich mich nicht auf gleiche Art versorgt hatte, und wollten es kaum glauben, als ich ihnen versicherte, daß wir in unsern westphälischen und rheinländischen Gegenden dergleichen Vorsorge nicht nötig hätten, weil unsere Landstraßen nicht nur häufig genug mit guten Wirthhäusern besetzt, sondern auch wenig so schlechte Bauernhäuser anzutreffen seyn, in denen ein Reisender bei Verspätung, oder Verfehlung eines Wirthshauses nicht für Geld und gute Worte wenigstens so viel sollte bekommen können, um seinen Hunger und Durst zu stillen. Wären indessen meine Reisegefährten nicht so höflich gewesen, mich an ihrem Vorrath Antheil

Theil nehmen zu lassen, so würde ich mit einem durchaus leeren Magen bis Potsdam haben reisen müssen, weil es den ganzen Weg über nicht viel besser gieng als an dem ersten Wirthshaus denn obgleich mehrere Städte, als Brandenburg, Ziesar und Potsdam auf unsrem Wege lagen, wo wir hinlänglich für unsre Bedürfnisse hätten sorgen können, und welche ich doch auch gern bei dieser Gelegenheit besehen hätte, so führte uns doch unser Kutscher nach seinen einmal angenommenen ökonomischen Grundsätzen geschickt um diese Städte herum, so daß wir Brandenburg nicht einmal zu Gesicht bekamen, und unsre beiden Nachtquartiere jedesmal in einem gemeinen Wirthshaus außer der erst und letztgenannten Stadt nehmen mußten.

Erst den dritten Tag unsrer Reise trafen wir in Berlin ein. Der Eintritt in diese prächtige Königsstadt ist für jeden Fremden überraschend. So groß auch die Vorstellung war, die ich mir voraus davon gemacht hatte, so ward dieselbe doch durch das, was ich wirklich fand, weit übertroffen. Gewöhnlich denkt man beim Eintritt ins Thor einer noch nicht gesehene Stadt, auf irgend eine einzelne Straße zu treffen, die man sich, je nachdem die Idee, die man von der Stadt selbst hat, beschaffen ist, mehr oder minder ansehnlich vorstellt. Allein hier wird man
- auf

auf eine angenehme Art überrascht, da man gleich beim Eintritt durch das Thor sich auf einmal auf einem überaus großen, ansehnlichen regelmäßigen mit den schönsten und prächtigsten Gebäuden eingefassten Platz, einem großen Marktplatz gleich befindet, der an dem einen Thor ein Rendeel, an dem andern ein viereck, an dem dritten ein Achteck bildet, und von welchem man auf einmal die schönste und mannigfaltigste Aussicht in mehrere schöne schnurgrade Straßen hat.

Diese große geraume Plätze dienen nicht bloß zur Zierde, sondern haben auch den wesentlichen Nutzen, daß das beständig in großer Menge aus und einpassirende Fuhrwerk einander nicht hindert und in Verwirrung geräth, wie doch bei dem nothwendigen Verweilen eines jeden einzelnen Wagens an der Wohnung des Thorschreibers unvermeidlich wäre.

So angenehm nun auch der Eindruck bei dem ersten Anblick und Eintritt in diese schöne Stadt war, so wurde er doch auch gleich zur Stelle durch einen andern minder angenehmen geschwächt, der von dem Zwang herrührte, den uns die Accisebedienten auflegten. Raum hatten nemlich meine Reisegefährten beim Thorexamen angezeigt, daß sie Kaufleute seyn, als uns bedeutet wurde: wir müssen zum Päckhose fahren,

um

um uns dort visitiren zu lassen. Unser mit Anerkennung eines guten Trinkgeldes begleitetes Begehren, daß solches hier am Thor, wo doch mehrere Visitatoren zugegen waren, geschehen möchte, wurde rundauss abgeschlagen. Auch meine Vorstellung, daß man wenigstens in Ansehung meiner, der ich kein Kaufmann sey, eine Ausnahme machen und entweder meinen Coffer hier durchsehen oder nur einen Visitator nach meinem Logis mitgeben möchte, wurde ebenfalls aus dem Grunde verworfen, weil ich nicht allein, sondern in Gesellschaft von Kaufleuten angekommen sey.

Wir mußten uns also insgesamt bequemen, den weiten Weg nach dem Packhof hin anzutreten, wobei wir genöthigt waren, grade so langsam zu fahren, als es dem uns von der Thorwache mitgegebenen, mit Ober- und Untergewehr versehenen Soldaten gefiel, seine Schritte einzurichten, und dem wir vorne wegen des nur schmalen Rutscherfuges und hinten wegen unsres Gepäcks keinen Sitz auf den Wagen zur etwaigen Beschleunigung unsrer Fahrt einräumen konnten.

Diese Langsamkeit unsrer Fahrt gewährte mir indessen den Vortheil, die schönen Straßen, die wir durchzogen, die Mannigfaltigkeit der ansehnlichen

lichen Gebäude zu beiden Seiten und so viele andre merkwürdigen Gegenstände mit Muße zu betrachten.

Man kann sich von dem schönen Anblick, der mir diesen ganzen langen Weg über gewährt wurde, einiger maassen einen Begriff machen, wenn man sich eine schnurgrade Straße von angenehmer Länge und Breite vorstellt, die zu beiden Seiten durchaus mit den größten und schönsten Häusern von vier bis fünf Stockwerken besetzt ist, deren jedes eine eigene vollkommen regelmäßige und mit dem schönsten Geschmack verzierte größtentheils aus hartem Stein massiv aufgeführte Fassade hat, deren die eine immer anders ist, als die nebenstehende, so daß man nie zwey derselben erblickt, die einander ganz ähnlich wären. Sehr häufig steht man Häuser, deren zwey, drey und oft vier zusammen genommen nur eine einzige große Fassade gemein haben, und also von außen einen einzigen prächtigen Pallast bilden. Man denke sich nun ferner eine solche einzelne Straße wiederum von mehreren andern durchkreuzt, die alle von ähnlicher Beschaffenheit, und deren einige von unabsehbarer Länge sind, wie denn die einzige Friedrichstraße über eine gute Stunde Wegs lang ist. Nun denke man sich ferner die häufigen Abwechslungen, auf die man allenthalben

krift — Bald einen schönen geraumen Platz, deren der eine mit einzelnen oder mehreren prächtigen Gebäuden besetzt, der andere mit regelmäßig gepflanzten Bäumen, Statuen oder auf andere Art verziert ist, bald eine Straße, die zu beiden Seiten mit einer doppelten Allee schöner Bäumen eingefast ist, wie z. B. unter den Linden, bald wiederum eine andere, deren mehrere sind, durch welche die Spree, oder ein Arm derselben mit großen und kleinen Schiffen beladen hinfließt, und welche wiederum mit andern durch schöne und kunstreich verzierte Brücken verbunden sind, um endlich die vielen öffentlichen Gebäude, die theils durch ihre Pracht, und die daran meist in dem edelsten Geschmack verschwendete Kunst, theils durch ihre colossalische Größe sich auszeichnen, so hat man einen etwaigen Begriff von dem inneren Ansehen dieser schönen Stadt.

Als wir nach einer langen Fahrt endlich am Packhofe anlangten, wollte man uns nicht hereinlassen. Die Ursache war die Menge des schon vorhandenen theils geladenen theils leeren Wagens, wovon verschiedene, wie man uns sagte schon über eine Stunde gewartet hatten, und deren Fuhrleute einer vor dem andern zuerst herein wollte. Durch das noch immer geschlossene Gitterthor rief man denselben zu, das Thor sollte nicht eher geöffnet werden, bis man sich

sich über diesen Umstand vertragen hätte, damit über dem Gedränge kein Unglück entstünde. Jetzt erhob sich ein gewaltiger Zank, welcher der erste seyn sollte, worauf sich der eine auf sein schon so lange gedaurtes Warten, der andere auf seine dringende Eil, der dritte auf die Vorzüglichkeit seiner Fracht, berief, wobei aber unser Kutscher darauf bestand, daß er vor allen andern der Vorzug haben müste, weil wir Reisende seyn, die nach ihrem Logis verlangten, worin er zugleich mächtig von unsrer Schildwache unterstützt wurde, als welche wieder nach ihrem Posten verlangte. Schlimm war es, daß bei diesem Streit kein eigentlicher Schiedsrichter vorhanden war, dem sich die Partheien unterwerfen mußten. Unser Kutscher hatte sich indessen während des Streits vor und nach so geschickt zwischen den andern Wagens durch so nahe ans Thor hingedrängt, daß er bei der Eröffnung desselben wenigstens einer der ersten war. Unser Soldat, ein muthiger Pommeraner machte endlich durch einen kräftigen Nachspruch dem Streit ein Ende; Er nahm ein Paar der unsrem Wagen zunächst stehenden Pferde beim Kopf, und lenkte sie nach einer andern Richtung und drohte zugleich, sich mit vorgehaltenem Bajonet den Pferden des Wagens in den Weg zu stellen, der sich unterstehen würde, uns vorfahren zu wollen. Er that dieß auch wirklich als nun das Thor endlich

lich eröffnet wurde, und nun ein benachbarter Fuhrmann auf seine Pferde pritschte, um uns den Vorrang abzugewinnen, welches, da unser Kutscher das nemliche that, ein fürchterliches Zusammentreffen würde verursacht haben, wenn nicht unser Pommer Wort gehalten, und sich jenem mit Entschlossenheit entgegengestellt hätte.

Nun waren wir zwar endlich im Packhof, und ohngeachtet der unzähligen Menge der hier anwesenden Accisebedienten waren doch der Geschäfte und des Gewüßs so viel, daß wir noch eine gute halbe Stunde warten mußten, ehe wir bedient und abgefertigt wurden. Kurz der ganze Aufenthalt währte doch so lange, daß ob es gleich erst zehn Uhr Vormittags war, als wir in Berlin kamen, wir doch erst nach zwölf Uhr in dem Gasthof anlangten, den ich mir, nahe bei dem Posthause, weil dieses ohngefehr mitten in der Stadt gelegen ist, zum Logis gewählt hatte.

Den Nachmittag nach meiner Ankunft so wie den größten Teil des folgenden Tages brachte ich damit zu, Besuche zu machen und mir Bekanntschaften zu erwerben. Um mich überall in einem so großen Ort hinzufinden, bediente ich mich eines Lohnlakaien, bisweilen auch einer Miethkutsche, doch der letztern nur bei regnigter Witterung, weil die Fußwandlungen mir mehr Gelegenheit

verschaffen, mich allenthalben umsehen, und bei den häufig vorkommenden bemerkenswürdigen Gegenständen meine Neugierde besser befriedigen zu können. So groß und weitläufig auch dieser Ort ist, so hält es doch gar nicht schwer, sich bald darin zu orientiren. Schon des nächstfolgenden Tages konnte ich meinen Lohnlakaien entbehren und mich ohne denselben überall hinfinden, wohin ich nur wollte. Das Mittel hierzu, das sich auch jeder Fremder gleich nach seiner Ankunft an diesem Ort anschafft, und welches auch mir unvergleichliche Dienste leistete, ist ein in Kupfer gestochener sehr deutlicher Grundriß oder Plan von Berlin, und ein Adresskalender. In letzterm darf man nur den Namen des Mannes, den man besuchen will, auffuchen, und so findet man, die Gegend der Stadt, die Straße und das Haus worin er wohnt, deutlich angegeben, diese Gegend und Straße, sieht man nun in den Plan, auf welchem sie ganz deutlich mit ihren Benennungen verzeichnet steht, auf, bemerkt zugleich auf dem Plan denjenigen Fleck der Stadt, wo man selbst sich befindet, und sieht nun zu, welche Richtung man zu nehmen hat, um an den vorgesezten Ort hinzugelangen. Hat man die gesuchte Straße und die bestimmte Gegend in derselben erreicht, so ist das Haus, wohin man gehen will, bald herausgefunden weil auf einem jeden der Name des Eigenthümers oder

des

Der Bewohner mit großen Buchstaben verzeichnet steht. Diese Art sich zurecht zu finden, ist in Berlin so allgemein, daß man fast an allen Ecken der Straßen und auf öffentlichen Plätzen Leute mit dem Plan in der Hand stehen sieht, die auf diesem Papier den Weg suchen, den sie zu gehn haben.

Meine Zeit während meines Aufenthalts in Berlin war regelmäßig vertheilt; Einen Theil derselben widmete ich der Besichtigung der öffentlichen Merkwürdigkeiten, und den andern dem gesellschaftlichen Umgang mit den vorzüglich guten Menschen, deren Bekanntschaft ich hier gemacht hatte, und von denen ich mit ausnehmend zuvorkommender Höflichkeit und Gastfreundlichkeit zu allen ihren Circeln und geselligen Vergnügen zugezogen ward, so daß sich der Kreis meiner Bekanntschaften täglich erweiterte, welches mir nicht allein den Aufenthalt in Berlin sehr angenehm machte, sondern, mir auch zu dem Zweck, das vorzüglichste von den öffentlichen und besondern Merkwürdigkeiten dieses Orts so viel besser kennen zu lernen und leichter beobachten zu können, ungemein gut zu statten kam. Der eine meiner neuen Bekannten begleitete mich hierhin, der andere dorthin, und so geschah's, daß ich in den wenigen acht Tagen die ich hier verweilte, mehreres und besser zu sehen bekam.

N. U. 2. Band. D als

als andere Fremden oft in verdoppelt längerer Zeit nicht können. Auf diese Art erhielt ich Gelegenheit, welche sonst nicht leicht einem Fremden verstattet wird, das prächtige berühmte Zeughaus, welches schon von aussen als Gebäude betrachtet, ein sehenswürdiges Meisterstück der Baukunst ist, und durch die herrlichen Statuen die mit Verschwendung an demselben angebracht sind, die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich zieht, auch von innen zu betrachten, und mit ehrfurchtsvollen Grausen die zahllose Menge der hier befindlichen fürchterlich mannigfaltigen Werkzeuge des Kriegs zu bewundern. Einen weit sanftern und angenehmern Eindruck machte die übrigens nicht minder zahlreiche Sammlung der verschiedenen Werke des menschlichen Geistes in der Königlichen Bibliothek, die unmittelbar auf die Besichtigung des Zeughauses von mir besucht ward. Von der Menge der hier befindlichen zum Theil aber auch sehr gemeinen und unbedeutenden Bücher kann man sich eine ohngefähre Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß ausser der schon beträchtlichen Sammlung, woraus ursprünglich dieser Bücherschatz bestand, ausser den verschiedenen ganzen Privatbibliotheken, die vor und nach dazu gekommen sind, und ausser der Menge einzelner Werke, die Jahr aus Jahr ein aus dem dazu angewiesenen nicht unbeträchtlichen Fond neu angekauft werden, von jedem so
wohl

Wohl der kleinsten und unbedeutendsten Broschüre, als von jedem großen und ansehnlichen Werk, kurz von allen Schriften ohne Ausnahme, die in den preussischen Staaten gedruckt werden, ein Exemplar zur Königlichen Bibliothek abgeliefert werden muß.

Das der Bibliothek gegenüberliegende Opera-haus, ein collossalisches Gebäude, die zwischen beiden gelegenen Hedwigskirche, eine vollkommene Rotonde, nach der Form des Pantheons in Rom gebaut, die Porzellanfabrik, die Akademie, verschiedene öffentliche Plätze und die an denselben aufgestellte Statuen und so viele andere Denkmale der Kunst, des Geschmacks und der Pracht u. s. w. verdienen ebenfalls die vorzügliche Aufmerksamkeit eines jeden Reisenden.

Eine Befriedigung der Neugierde besonders in Beschauung merkwürdiger Kunstfachen hätte ich nie eine gelegenerere Zeit treffen können, als eben jetzt, weil meine Anwesenheit gerade in diejenige Zeit traf, in welcher die in dem Lauf des Jahrs von den Mitgliedern und Schülern der Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften, wie auch von verschiedenen Dilettanten und andern Künstlern angefertigte Kunstwerke in den Zimmern der Akademie öffentlich ausgestellt waren, und zu bestimmten Stunden Vor und

Nachmittags von jedermann konnten besehen werden. Von Zeichnungen, Malereyen, Bildhauerarbeiten, Modellen, Wachsboffirungen, architektonischen Darstellungen, mechanischen Kunstfachen u. dgl. fand sich hier in den verschiedenen Sälen der Akademie eine Sammlung von 148 Nummern, unter denen manche Nummer befindlich war, die nicht etwa bloß ein einzelnes Stück, sondern oft eine ganze Sammlung mehrerer Stücke von einem Meister bezeichnete und zusammenfaßte.

Was mich vorzüglich hiebei interessirte, war eine in dem ersten Saal aufgestellte vollständige Sammlung aller auf die bekannte Aufforderung des jetzigen Königs vor und nach eingereichten Zeichnungen und Modelle zur Anfertigung einer Statue des hochseligen Königs Friedrichs des Einzigen.

Da dieses Monument, welches nach dem Verlangen und der eigenen Angabe Sr. jetztregierenden Majestät den verewigten Monarchen zu Pferde, mit Lorbeern gekrönt und übrigens in römischen Kostüm vorstellen soll, seit der ersten durch den Minister von Heinitz ausgestellten Bekanntmachung desselben die allgemeine Aufmerksamkeit des Publikums rege gemacht hat, so glaube ich, wird den Lesern ein kurzes Verzeich-

nis

nis der so sehr verschiedenen und mannigfaltigen zum Theil sehr sinnreichen Erfindungen so vieler Meister über einen und denselben wichtigen und überdem so allgemein geschätzten Gegenstand nicht unangenehm seyn. Ich theile dasselbe also hier nach eben der Ordnung mit, wie die einzelnen Zeichnungen und Modelle der Reihe nach aufgestellt waren.

No 1. Von dem Director Kode.

Die Figur des Königs zu Pferde mit Piedestall in Zeichnung.

Hiebei waren noch folgende an dem Piedestall in Basrelief anzubringende Figuren befindlich.

Sig. 1 und 2. Die Eroberung Schlesiens. Dies ist also vorgestellt: Die Göttin des Herzogthums Schlesiens überreicht der Göttin des Königreich Preußens die Herzogliche Krone.

Sig. 3. Der Krieg von 1756 bis 1763 wider sechs Könige geführt, auf folgende Art vorgestellt. Die Kriegsgöttin hat mit ihrem Schilde sechs Pfeile aufgefangen.

Sig 4. Die Verbesserung des Ackerbaues und die Verbesserung der Städte. — Eine Göttin hält in der einen Hand Garben und in der andern eine Mauerkrone.

Sig. 5. Westpreussen kömmt ohne Schwerdt,
Streich

Streich zu Ostpreussen. — Eine Göttin verbindet zwei Schilde mit einem friedlichen Delzweig.

Fig. 6. Die Verbesserung der Künste und aller Manufacturen — Die Göttin hält die Werkzeuge hiervon in ihren Händen, theils liegen sie zu ihren Füßen.

Fig. 7. Der deutsche Fürstenbund, durch den bayerischen Feldzug veranlaßt — Die Göttin hält ein Bund Pfelle, welches mit einem Delzweige verbunden ist.

Fig. 8. Die Gesetzgebung — Die Göttin hält in der einen Hand die Gesetztafeln, in der andern die Waagschaale.

Fig. 9. Die Wohlthaten zum Besten des Landes. — Die milde Göttin ist im Begriff, aus ihrem Füllhorn ihren Ueberfluß mitzutheilen.

No. 2. Vom Vicedirector Chodowicki. Eine Figur des Königs zu Pferde in Zeichnung ohne Piedestall.

No. 3. Vom Rector Meil dem jüngern. Der König zu Pferde in römischer Kleidung. Noch einmal derselbe in Kleidung der ältern Deutschen.

No. 4. Vom Rector Frisch. Entwurf zu dem Denkmal des Höchstseeligen Königs.

Da die Vorstellung des Königs in römischer Kleidung schon allegorisch ist, so würde das alte
deutsche

deutsche Kostüm aus den Zeiten eines Hermanns solches ebenfalls seyn, und die Allegorie hierdurch einen nähern Bezug auf ein deutsches Volk erhalten, zumal da die altdeutsche Häusler-Tracht, den einfachen Rittern jener Zeit gemäß, sich von der römischen nur durch eine mehrere Bedeckung der Hände und Füße, wegen der Bewohnung eines härtern Klimas kan unterscheiden haben. — Nach diesem Begriff ist der König hier vorgestellt. Eine Löwenhaut bedeckt seine Schultern, sein Haupt ziert das Diadem, und ist übrigens unbewaffnet.

Zur rechten Seite des Fußgestelles sitzt das Vaterland als eine Matrone, die sich auf das Preussische Wapen stützt; in ihrem Schooße liegt ein Füllhorn, welches Mauerkronen und Gaben der Ceres enthält. Diese Figur nach dem König aufblickend, drückt Gefühle der Dankbarkeit aus.

Auf der andern Seite eine Minerva ohne Panze, aber die Aegide neben sich: durch den Sphinx auf dem Helm und die bei ihr befindliche Eule wird sie hier das Sinnbild der Weisheit, welche dem König den Lorbeer- und Eichenkranz darreicht, als die bekannte Sieges- und Bürgerkrone.

An der andern Seite des Fußgestelles steht auf einer Tafel: Friedrich der Zweite. Und unter derselben der Adler, welcher das in der Scheide steckende Schwert, den Zepher und die Wage (als das Sinnbild der Beurtheilung und Gerechtigkeit) in seinen Griffen hält.

An der hintern Seite ebenfalls auf einer Tafel: Lebte 75 Jahre — Regierte 40 Jahre. Unter dieser Tafel sitzt der Genius der Geschichte, kannelich durch ein bei ihm liegendes aufgerolltes Buch, worauf Tacitus steht, der erste Geschichtschreiber, welcher Rom mit den Deutschen näher bekannt machte. Der Genius schreibt in einem offenen Buche, welches er vor sich hat die Worte nieder: Bildete sein Volk.

No. 5. Vom Rector Weil dem ältern. Modell zu dem Monument des König zu Pferde ohne Piedestall.

No. 6. Vom Hofrath und Gallerie - Inspector Puhlmann. Figur des Königs zu Pferde einmal mit, und einmal ohne Piedestall.

No. 7. Vom Hofbildhauer und Rector Schadow. Ein Entwurf zu dem Monument Friedrichs des Großen von Wachs. Auf der Vorderseite des Piedestalls sieht man den Mars, die
For-

Fortuna und Minerva, an beiden Seiten gehen triumphirend seine siegende Heerschaaren, die gefesselte Völker führen; auf der hintern Seite folgt Ueberfluß, Ruhm und Sieg.

No. 8. Vom Professor Carstens.

Ein Modell zu der Statue des höchstseeligen Königs in Gyps, mit Postament. „Ich habe mir (sind Herrn Carstens beigefügte eigene Worte) „hieben vorgelegt, eistens den Willen Sr. „Majestät, so wie derselbe in der Publikation „des Herrn Staatsministers von Heinitz an- „gezeigt worden, aufs Pünktlichste zu befolgen, „und dabei zweitens so viel von der persöhnlichen „Ähnlichkeit und den charakterischen Eigen- „thümlichkeiten dieses Helden auszudrücken, daß „er auch in seiner antiken Umkleidung dennoch „kenntlich sey, ohne doch dadurch die Größe „und Reinheit der Formen, die in einem Mo- „nument dieser Art als wesentlich erfordert wer- „den, hindan zu setzen.“

„Ein Piedestall zu obigem Modell, ebenfalls „in Gyps vom Architekt, Herrn Joh. Christian „Genelli angegeben, gleichmäßig nach der Idee „der Publikation, in Granit auszuführen, wel- „chemnach der Erfinder gesucht, sein Modell, „wie es die zur Ausführung bestimmte Materie „und die Größe des Gegenstandes selbst erfor- „dern

„ dern , aus so simpeln und großen Theilen zu
„ sammenzusetzen , als es die Natur der Sache
„ nur immer erlaubte. “

No. 9. Vom Professor Bettkober, Mitglied
der Akademie.

a. Ein Modell zu einer Statue des Königs
Friedrichs des Zweiten zu Pferde , in römischer
Kleidung.

b. Ein einzelner Kopf in Lebensgröße, zu eben-
gedachten Stück, das Porträts wegen.

No. 10. Von Gillner Mitglied der Akademie;
Die Figur des Königs zu Pferd mit Piedestall,
in Zeichnung.

No. 11. Von Canningham, Mitglied der Aka-
demie.

Der König zu Pferde in Römischer Tracht; mit
Postament; eine Zeichnung.

No. 12. Von Melzer
Versuch zu einem Modell des unsterblichen Frie-
drichs des Zweiten zu Pferde, in römischer Klei-
dung

No. 13. Vom Bildhauer Wohlar in Potsdam
Die Figur des Königs zu Pferde, modellirt, ohne
Postament.

No. 15.

No. 14. Vom Bildhauer Eckstein in Potsdam
Figur des Königs zu Pferde mit Piedestall in
Zeichnung.

Noch einmal dieselbige Figur modellirt ohne
Pestament.

No 15. Vom Bildhauer Kenz
Figur des Königs modellirt, zu Pferde, ohne
Pestament.

No. 16. Von Matthias
Figur des Königs zu Pferde, in Zeichnung; ohne
Piedestall.

No. 17. Von einem Ungenannten
Der König als Jupiter; mit Pestament und
Inchrift. Eine Zeichnung.

Noch war ohne Nummer hinzugekommen
Eine Zeichnung zur Statue Friedrichs des Zweif-
ten von dem Oberhofbauamtscondukteur Gens in
Rom.

Der König in der Loga zu Pferde, von vorne
von der Seite und von hinten zu sehen; zwischen
zwey antiken Säulen, auf deren einer die krie-
gerischen Thaten, auf der andern seine Thaten
im Frieden vorgestellt sind.

Unter

Unter so vielen Zeichnungen und Figuren, die alle einen und denselben Gegenstand vorstellen, und sämtlich von großen Meistern gemacht sind, eine Wahl zu treffen und entscheidend dem einen ausschließlich vor allen übrigen den Vorzug zuzusprechen, muß selbst für einen Kenner eine schwere Aufgabe seyn. Indessen nach meinem Gefühl zu urtheilen gefiel mir No. 4. am besten, theils wegen der Idee des deutschen Kostüms, theils wegen der vorzüglich schön gewählten Stellung des Pferdes, welches hier nicht so wie bei den meisten übrigen als ein gradezu fortschreitendes Pferd, sondern vielmehr in dem Moment vorgestellt ist, in welchem ein Pferd alle Bewegungen zum Fortschreiten macht, aber von seinem Reuter noch auf einige Augenblicke — eben als ob er auf der Stelle wo er sich grade jetzt befindet, noch etwas anzuordnen hätte, aufgehalten wird — Eine Stellung, wie sie sich meinem Gefühl nach am besten für eine Statue equester schickt, als bei welcher die es sey nun im Schritt, Trott oder Gallop fortschreitende Figur eines Pferdes, das doch nie von der Stelle kömmt, einen etwas widersprechenden Anblick macht.

• Uebrigens muß ich noch bei allen diesen Figuren bemerken, daß wenn man den Kopf des Königs einzeln betrachtete, man bei jedem die genaueste

naueste und treffendste Aehnlichkeit nicht verken-
nen konnte, und doch wenn man jede Figur im
ganzen ansah, mußte man viel Einbildungskraft
zu Hülfe nehmen, um darin die Gestalt Frie-
drichs des Einzigen zu erkennen. Fast jedermann
stimmte überein, daß dieses von dem fremden
Ansehn der Römischen Kleidung herrühre, wes-
wegen auch der allgemeine Wunsch des Publi-
kums in Berlin dahin gieng, daß diese Idee ab-
geändert und der König grade so möchte vor-
gestellt werden, wie er gewöhnlich gekleidet war.
Dieser Wunsch war so lebhaft, daß schon von
einer Subscription stark geredet wurde, in wel-
cher man dem König diesen Wunsch ehrerbietigst
vortragen wollte. Ob dieses zu stande gekom-
men ist, oder ob irgend eins von vorhin verzeich-
neten Modellen mit oder ohne Abänderung ge-
wählt worden, habe ich noch nicht erfahren.

Eine Beschreibung oder auch nur ein Verzeich-
nis der übrigen hier aufgestellt gewesenen Kunst-
werke würde die Leser eben so sehr als mich
selbst ermüden; Eine gleiche und noch mannig-
faltiger abwechselnde Unterhaltung als man in
einer solchen Bildergallerie findet, gewähret ei-
nem in Berlin auch der Besuch in der Porzela-
nfabrik. Man weiß nicht ob man hier mehr
die Menge und Kunst der ungemein mannigfal-
tigen und schönen Formen, oder der herrlichen
Mabler

Mahlereyen bewundern soll. In beiden trifft man alles an, was die geschmackvollste Erfindungskraft vereinigt mit dem höchsten Grad der Kunst nur hervorzubringen vermag. Es sind nicht bloß Gefäße aller möglichen Gattung zum Gebrauch und zur Pracht welche diese Fabrik liefert, sondern sie verfertigt auch ganz eigentliche in das Gebiet der Mahlerey oder Bildhauerkunst gehörige Kunstfachen, worunter z. B. mir am Vorzüglichsten gefallen haben die fürstlichen Büsten verschiedener berühmten Männer, deren Köpfe mit der treffendsten Aehnlichkeit gearbeitet und mit geschmackvollen Piedestalls versehen waren. Diese Büsten sind schneeweiß von Bisquit das heißt, einem Porcellan gearbeitet, welches nur zweymal ins Feuer kömmt, und sich dadurch von dem eigentlichen Porcellan unterscheidet, daß es nicht wie dieses, einen so starken Glanz bekömmt, sondern durch dies mindere Brennen die Beschaffenheit erlangt, daß es einem fein aber matt polirten Marmor vollkommen ähnlich sieht.

Eine sehr angenehme Unterhaltung ward mir durch einen Besuch zu Theil, den ich bei Herrn Unger, der besonders wegen seiner vorzüglich schönen Druckerei berühmt ist, ablegte, um seine ebenfalls meisterhaft eingerichtete Schriftgießerey zu besehen. Mit der höflichsten Willfährigkeit zeigte und erklärte er mir die ganze Einrichtung

und

und jeden Handgriff dieser so ungemein nützlichen und in Rücksicht auf Erfindung und Zusammensetzung so sehr sinnreichen Kunst, von der es indessen schwer ist, ohne Hülfe von Zeichnungen eine deutliche Beschreibung zu geben, welche übrigens meist mechanisch betrieben, wobei aber doch von Seiten eines jeden Arbeiters eine äußerst sorgfältige Aufmerksamkeit und Accurateſſe erfordert wird. Das eigentliche Gießen der Lettern ist hiebei wol die geringste oder wenigstens die leichteste Arbeit, hingegen die nachherige Bearbeitung der bereits gegossenen Lettern, die auf den flachen Seiten erst auf einem feinen Sandstein geschliffen, und dann viele hundert auf einmal in einer eisernen Form zusammengestellt, erst auf dem Fuß, demnächst auf dem Kopf zu beiden Seiten der Buchstabenfigur mit einem künstlich eingerichteten Hobel abgehobelt werden, damit sie alle ohne Unterschied eine durchaus vollkommen gleiche Höhe erhalten, ist diejenige Arbeit, die wohl die vorzüglichste Accurateſſe erfordert, der eigentlichen Verferti gung der Matrizen (oder Formen, in welche die Lettern gegossen werden) nicht zu erwähnen, als welche Herr Unger fertig von Herrn Didot in Paris kommen läßt, und so also die wahren berühmten Didotsche Lettern verferti ght. Ohngeachtet der vielen Geschäfte, welche Herr Unger, der zugleich Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der bildenden Künste

Künste ist, bei seiner Aufsicht über die Schriftgießerei, über seine sehr weitläufige Druckerei und bei seinem ebenfalls beträchtlichen Verlag zu besorgen hat, beschäftigt sich derselbe dennoch überdem mit manchen andern nützlichen Nebenarbeiten und Erfindungen, besonders mit der Holzschneidekunst und deren mehrerer Vervollkommenung und Verfeinerung, wovon er mir zwei von seiner Hand gefertigte Proben zu einem mir sehr schätzbaren Andenken mitgab. Die eine ist ein ungemein wohlgerathener Versuch, die Holzschneidekunst, die sonst nur zu Buchdruckerstöcken und andern ähnlichen kleinen Figuren gebraucht wird, zur Abbildung und Vervielfältigung größerer vollständiger Zeichnungen und ganzer Gemälde, so wie die Kupferstecherkunst anzuwenden. Das zu dieser Absicht gewählte Gemälde ist eine Zeichnung von dem Hrn Director Kode bei anderthalb Fuß hoch und fünfviertel Fuß breit, und stellt die Weiber von Weinsberg vor, wie sie, jede ihren Mann auf dem Nacken tragend, dem Kaiser Conrad aus dem Thor der Stadt entgegen ziehen.

Das andere Probestück ist eine Landkarte etwas über einen halben Fuß groß ins Gebirge, vom Oppelschen Kreise zum schlesischen Atlas gehörig, von Hrn Soßmann gezeichnet, und von Herrn Unger in Holz geschnitten. Die Figuren auf
dieser

Dieser Karte, die Buchstaben, die Bezeichnung der Gränzen, der Wälder, der Berge, der Dörfer u. s. w. kurz alles, was auf einer Karte angegeben werden kann, ist auf dieser so deutlich und dabei so sauber und fein ausgedruckt, daß man sie schwerlich von einer in Kupfer gestochenen Karte unterscheiden wird.

Rühmlich und gewiß aller Beherzigung und Unterstützung werth ist die Absicht, wozu Herr Unger dieses Probestück verfertigt hat. Es soll nemlich dasselbe ein anschaulicher Belag zu dem von ihm ausgefundenen und gleichfalls im Druck herausgegebenen Vorschlag seyn, wie nemlich Landkarten auf eine sehr wohlfeile Art können gemeinnütziger gemacht werden. Herr Unger legt hiebei folgende wahre Sätze zum Grunde: „Eine Kupferplatte liefert höchstens etwas über fünf tausend Abdrücke, da von einem Holzschnitte wenigstens zweimal hunderttausend gemacht werden können, und zwar in einer gewöhnlichen Buchdruckerpresse. Der Kupferdrucker kann täglich höchstens 150 Abdrücke machen, der Buchdrucker aber 12 bis 1500.“

„Das Holzschneiden erfordert zwar mehr Zeit als das Kupferstechen, jedoch nicht völlig doppelt so viel. Indessen hat die Holzschneidekunst bei großen Karten auch wiederum den Vorzug,

Daß man die Arbeit, ohne der Schönheit und Correctheit des ganzen zu Schaden (wenn man nemlich die zu einer einzigen Karte gehörige Platten aus mehreren Stücken zusammensetzt, welches bei Kupferplatten nicht angeht) an vier bis sechs verschiedene Künstler vertheilen kann; und durch diese Methode würde eine Karte in Holz weit eher, als eine in Kupfer zu Stande zu bringen seyn. #

Auf diese Sätze gründet Herr Unger nun den in seiner Abhandlung ausführlicher vorgetragenen Vorschlag, jungen Leuten Anweisung zu der Kunst, in Holz zu schneiden, zu ertheilen, wäre es auch nur in dem Fach der Landkarten, und auf diese Art die Nürnberger und andre teurere Karten, zum Gebrauch für Schulen, entbehrlich zu machen, und an deren Statt ungleich wolfeilere liefern zu können.

Die Arbeit des Holzschneidens selbst scheint auch nichts weniger als schwer; Hr Unger zeigte mir nicht nur die Platte, womit jene kleinere Karte abgedruckt worden war, sondern auch noch eine größere, die bereits angefangen aber noch nicht vollendet war, wobei er so gefällig war, in meiner Gegenwart ein wenig fortzuarbeiten, um mich so wohl mit den Instrumenten als Handgriffen bekannt zu machen. Die Platte selbst ist
ein

ein ohngefähr einem Zoll dickes, durchaus glatt gehobeltes Brett von Buchsbaum- oder Birnbaumholz. Dieses wird vorab mit einem feinen dünnen Firnis überzogen, damit die Dinte, womit die Zeichnung aufgetragen wird, nicht ausfließe. Je feiner, sauberer und netter nun diese Zeichnung geräth, wozu man sich der ostindischen Dinte, des sogenannten Tusches bedient, desto schöner geräth auch der Holzschnitt, als dessen ganze Behandlung nach vollendeter Zeichnung darin besteht, daß mit Hülfe sehr feiner Messerchens alles Holzwerk auf der Oberfläche, zwischen den schwarzen Strichen der Zeichnung sanft weggeschnitten wird, so daß man am Ende nichts auf der Oberfläche als die bloße schwarze Zeichnung stehen bleibt, alles übrige ist alsdann vertieft. Die Messerchen, deren man sich dazu bedient, kann sich jeder, so wie Herr Unger auch thut, selbst verfertigen. Er nimmt nemlich dazu ganz kleine, ohngefähr einen Viertelzoll lange abgebrochene Stücke von feinen Uhrfedern, die mit dem einen Ende mit Hülfe von gewöhnlichem Siegelack an eine Schreibfeder befestigt und mit dem andern Ende auf einem feinen Schleifstein, desgleichen sich die Balbiere bedienen, scharf, spitz oder rund abgeschliffen werden. Einige dieser Messerchen sind breiter andere schmaler, einige spitzig, andere stumpf und rund abgeschliffen, um überall, auch wo die Striche der Zeichnung auch

noch so nahe zusammenlaufen, hinkommen können. Die Befestigung dieser Messer mit Hülfe des Siegellacks an einen so schwachen Stiehl als eine Schreibfeder ist, ist überflüssig stark genug, und man darf bei der Arbeit nicht fürchten, daß sie abspringen werden, weil man obnehin nicht tief einschneiden noch beim Schneiden so viel Kraft anwenden darf, als zum Abspringen des Messers von seinem Stiehl erforderlich wäre. Die Hauptsache, worauf es bei dieser Arbeit ankommt, ist ein gutes Gesicht, und eine unermüdete Gedult.

Von dem türkischen Gesandten muß ich auch doch noch etwas sagen; der wenigstens damals in Berlin so sehr den Stof zu den Neuigkeiten des Tages darreichen mußte, daß man es ordentlich demjenigen, der nichts davon zu erzählen wüßte, abstreiten könnte, zu der Zeit in Berlin gewesen zu seyn. Da derselbe so wohl von Fremden, als von Berlinern häufig Besuche annahm und nicht leicht jemand, der ordentlich aussah, abgewiesen wurde, so ließ ich mich auch einmal hinfahren. Ich kam zwar einige Minuten zu spät, weil er kurz zuvor ausgegangen war. Indessen hatte der Wachthabende Officier die Gefälligkeit, mich überall in seinem Palais, herumzuführen, wobei ich überhaupt zur Bereicherung der Länder- und Völkerkunde die allgemeine

mein

meine Bemerkung zu machen Anlaß bekam, daß die Türken und Holländer, so sehr sie auch in Ansehung der Liebe zum Tobakrauchen übereinstimmend denken mögen, dennoch in Ansehung der Reinlichkeit sehr verschiedene Begriffe haben, und weit von einander abweichen. Auf der Treppe saßen auf verschiedenen Stufen die Bedienten des Gesandten, so unbeweglich, daß wenn man nicht aus dem Tobaksrauch, den sie aus ihren langen Röhren von sich bliesen, auf lebendige Geschöpfe einen Schluß hätte machen müssen, man sie für bekleidete Statuen angesehen hätte.

In dem ersten Zimmer, wohin ich geführt ward, saßen die sämtlichen Hausoffizianten, theils auf niedrigen Sophas, theils auf Matrazen, die über dem Boden ausgebreitet waren, ebenfalls so unbeweglich, wie jene auf der Treppe. Sie erwiderten meinen Gruß beim Eintritt mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfs und der Hand, und saßen nun wieder so steif und unverrückt in einer und der nemlichen Stellung, als ob sie dahin gepflanzt wären. Nur zwei derselben saßen auf ordentlichen Stühlen und spielten Schach auf einem sehr schmutzigen Brett, mit ganz groben und plump aus Holz geschnittenen Steinen. So bedachtsam und bis zur Trägheit langsam die Türken sonst zu seyn pflegen, so sehr vermiste ich doch hier, wo sie doch schicklich an-

gebracht gewesen wäre, diese Bedachtsamkeit. Im Gegentheil erfolgte hier Zug auf Zug mit solcher Schnelligkeit, daß so sehr ich auch alle meine Aufmerksamkeit anstrengte, nicht im Stande war, das Spiel zu übersehen. Ich redete den einen und den andern an, aber da sie eben so wenig der deutschen und französischen, als ich der arabischen Sprache kundig waren, so war unsere Unterredung sehr einseitig, und am Ende derselben verließen wir uns einander eben so flug, als wir zu Anfang derselben gewesen waren.

Da wir uns von hier in die Küche begaben, so muß ich doch auch etwas von der türkischen Kochkunst anführen. Vor einem Feuer, über welchem man einen Ochsen hätte braten können, stand ein großer bärtiger Türke mit einer großen eisernen Kuchenpfanne, welche er ganz mit großen Stückern von baarem Fett (Hammelfett, wie es schien) angefüllt hatte, welches über dem mächtigen Feuer mit solcher Heftigkeit briet, und kreischte, daß der Ton davon dem stärksten Platzregen gleich kam, und der dampfende Geruch mir fast den Athem benahm. Neben sich hatte er ein großes Gefäß mit rohem frisch verlesenem Gemüse (es waren ganze Spinatblätter) stehen. Nun goß er auf einmal die ganze Pfanne mit dem siedenden Fettklumpen auf das rohe und nasse Gemüse, und knete es unter schrecklichem Zischen dieser

sonderbaren Masse mit einem starken hölzernen Kochlöffel zusammen — Von diesem höllischen Gerichte, sagte mir der Officier, der mich herumführte, muß ich heute Mittag fressen, obgleich schon der bloße Anblick desselben mir ein Sodbrennen verursacht, denn der Herr Gesandte nimt es sehr übel wenn man auch nur eins seiner Gerichte vorbeigehen läßt, ohne sie wenigstens zu kosten; indessen wird man doch durch viele andere, besonders aus Reis verfertigte Gerichte schadlos gehalten, den sie auf mancherlei Art, sehr wohlschmeckend zu bereiten wissen. —

Täglich erzählte man sich zu der Zeit in Berlin von dem Herrn Gesandten oder seinem Gefolge neue Anekdoten, wovon ich, um doch eine Probe von türkischem Witz zu geben, einige ausheben will. Der vom Hofe dem Gesandten zugegebene Gesellschafts Cavallier stellte ihm einmal vor; es sey unschicklich und das berliner Publikum stoße sich daran, daß Se Roslenschen Excellenz ihre Wäsche, um sie zu trocknen, so öffentlich zur Schau zum Fenster hinaus hängen ließen, worauf der Gesandte, der schon bei seinem ehemaligen Aufenthalt als Legationssecretär bei dem vorigen Gesandten Ahmet Effendi etwas deutsch gelernt hatte, in gebrochenen Worten erwiderte: Muß doch trocknen. Der Cavaller that ihm hierauf den Vorschlag, die nach hinten ausgehende

hende Fenster des Palais dazu zu benutzen, was es Niemanden in die Augen falle, worauf er ihn mit der Antwort abfertigte: So befehl du, daß hinter die Sonne scheine.

Zweyen Damen, die den Gesandten besuchten, überreichte er, wie er gewöhnlich zu thun pflegte mit eigener Hand einiges Backwerk, hier indessen mit dem auffallenden Unterscheid, daß die eine ein weit größeres Stück als die andere erhielt. Jene sahe diese über diesen anscheinenden Vorzug mit einem triumphirenden Lächeln an, worauf letztere den Gesandten gradezu um die Ursache befragte, und sich beklagte, er müsse ihr wohl weniger gewogen seyn als ihrer Freundin, weil er dieser ein so viel größeres Stück gereicht hätte, worauf er ganz trocken antwortete: Nicht darum, aber Du hast ein klein Mund, muß ein klein Stück haben — die da, ein groß Mund, muß auch ein groß Stück haben.

Vielleicht erwartet man, daß ich auch nun zum Schluß dieses Journals nach Gewohnheit der Reisebeschreiber auch etwas über den Charakter der Berliner sage; allein das Urtheil eines Reisenden, der sich nur acht Tage an einem so großen Ort aufhielt, könnte doch nicht anders als sehr einseitig ausfallen. Ueberhaupt können alle dergleichen allgemeine Urtheile über den Charakter

ter eines ganzen Volks oder eines so großen und gemischten Haufens als die Bewohner einer so vollreichen Hauptstadt ausmachen, immer nur zum Theil wahr seyn.

Es sind doch immer nur einzelne Classen von Menschen und Gesellschaften, die ein Reisender an einem solchen Ort, und wenn er sich auch noch so lange daselbst aufhält, zu beobachten Gelegenheit hat, und von diesen einzelnen wenigen Gesellschaften wäre es doch sehr trüglich, auf den allgemeinen Charakter der ganzen Menge in einer so großen Stadt einen Schluß machen wollen. So trüglich ist wenigstens das Urtheil eines gewissen sehr berühmten Mannes, der Berlin als den eigentlichen Sitz des Naturalismus, Deismus und selbst der Atheismus schildert, und in Rücksicht auf Moralität, Tugend, Zucht und Ehrbarkeit ein nicht viel günstigeres Urtheil fällt. Ich bin freilich Vergleichungsweise nur in wenigen und zwar ausgesuchten, aber mitunter doch auch in manchen großen und gemischten Gesellschaften gewesen; allein auch bei den heftigsten witzigsten Scherzen, bei den muntersten Ergießungen einer fröhlichen Laune wurde doch alles, was die feinste und sittsamste Wohlansständigkeit nur immer fordern mag, auf das strengste beobachtet. Selbst, sagte man mir, gehöre eine solche feine Aufmerksamkeit auf das, was man

De

Dezenz nenne, mit zum guten Ton und zur guten Lebensart; derjenige, der es wagen wollte, öffentlich den Freigeist zu spielen, würde sich lächerlich, und den der Ehrbarkeit und Sittsamkeit verletzte, sich verächtlich machen — Ein Beweis, daß man doch auch in Berlin — ohngeachtet der Verderbtheit und Lasterhaftigkeit, die dort eben so wohl als in andern großen, und selbst manchen kleinen Städten gefunden werden mag — noch Achtung für Tugend und Ehrbarkeit hat und daß das Gefühl dafür noch nicht allgemein — wie jener berühmte Mann meinet, der aber, weil er krank war, Berlin bloß in seinem Zimmer beobachtete — ausgestorben ist. Auch in Ansehung der Religiosität, in sofern wenigstens die Liebe zum Gottesdienst und der fleißige Besuch der Kirche gewiß kein Zeichen von freigeistlicher Deismus u. s. w. ist, muß ich als Augenzeuge den Berlinern ein gutes Zeugnis geben. Ich fand die Kirchen, deren doch sehr viele in Berlin sind, immer weit häufiger angefüllt als das Schauspielhaus, deren doch ausser dem Opernhause das aber im Sommer nicht gebraucht wird, nur ein einziges ist. In diesem fand ich noch immer leeren Platz, aber als ich in der Nicolaikirche den Oberconsistorialrath Köllner predigen hörte, waren nicht allein alle Sitze und Bänke, sondern selbst alle Gänge so mit Zuhörern vollgeproppft, daß ich kaum noch einen Raum finden konnte,

konnte, um die Predigt stehend anzuhören. Eine gleiche zahlreiche Versammlung fand ich meist in allen Kirchen, die ich besuchte. — Auffallend war es mir, was ich bei dieser Gelegenheit mit anmerkte, den Prediger in einem weissen Messgewand gleich einem katholischen Priester auftreten und die Kerzen auf den Kronleuchtern der Kirche brennen zu sehen, welches, wie mir auf meine Nachfrage gesagt wurde, jedesmal an Communionstage (es war grade Pfingsten) zu geschehen pflegt, wobei sich mir, ich weiß nicht wie, der Gedanke aufdrängte, daß der Gebrauch, auch jetzt noch am hellen Mittag Kerzen anzuzünden, eine Art Aufklärung sey, die ich in Berlin, außer allensals in der Hedwigskirche nicht gesucht hätte.

Wenn ich übrigens noch etwas von dem Charakter der Berliner — versteht sich, derjenigen, die ich kennen lernte — sagen soll, so muß ich insbesondere ihre zuvorkommende Gefälligkeit, Höflichkeit und Gastfreiheit gegen Fremde rühmen. Ich war im eigentlichen Verstand ganz fremd an diesem Ort, ich kannte persöhnlich keine lebendige Seele, hatte auch keine schriftliche Adressen oder Empfehlungsschreiben an irgend jemand bei mir, und doch fand ich in allen den Häusern, in denen ich Zutritt suchte, und bei allen den würdigen Männern, deren Bekanntschaft ich wünschte,

nicht

nicht nur die gefälligste und freundschaftlichste Aufnahme, sondern eben diese Männer — und warum sollte ich hier nicht ihre Namen nennen? und die Empfindungen des Danks und der Hochschätzung, die sie mir eingefloßt, auf diese Art nicht auch öffentlich gestehn? — Diese Männer, Ein Sack, Spalding, Lüdke, Nikolai, Vos, Gillet, Sander, beiferten sich, mir meinen Aufenthalt so lange ich in Berlin war, recht angenehm zu machen, und hießen mich, ihre Familien diese Zeit über als meine eigene ansehen.

Bei einem so fürtrefflichen ausgesuchten Umgang und bei den sonst so mannigfaltigen Unterhaltungen an einem an Merkwürdigkeiten so reichen Ort verfloßen mir die acht Tage meines Aufenthalts in Berlin, so angenehm und geschwind, als ob es nur ein einziger Tag gewesen wäre. Damit aber den Lesern die Beschreibung nicht länger dünke, als mir der Aufenthalt selbst, so ist es Zeit, daß ich hiemit schliesse und also nur noch sage, daß ich meine Rückreise über Potsdam nahm, wo ich mich gleichfalls noch einen ganzen Tag verweilte, um Friedrichs Grab, sein Sanssouci mit seinen schönen Garten und alle übrigen dortigen Merkwürdigkeiten — wovon man gleichfalls in Nicolais Beschreibung der Königl. Residenzstätte &c. die ausführlichste Schilderung findet — selbst in Augenschein zu nehmen

nehmen, worauf ich glücklich nach Magdeburg in die Arme der Meinigen zurückkehrte, und bald darauf mit ihnen die Rückreise nach Hause antrat, von der aber in meinem Journal nichts merkwürdiges aufgezeichnet steht, weswegen ich mich also hiemit dem geneigten Andenken meiner Leser mit Bezeugung meines Danks für die Gedult, womit Sie mich bisher auf diese Reise begleitet, so wie für den nachsichtsvollen Beifall, womit sie meine sonstigen Aufsätze in diesen nun geendigten Blättern aufgenommen haben, bestens empfehle.

T — ch.

II.

Der blinde Bettler!

Nach dem Französischen.

Ein glänzender Wisky hielt vor der Thüre des Grafen von R — welcher der würdige Minister eines großen Fürsten war. Ein junger Priester der Gerechtigkeit, schön, lächelnd, göttlich frisirt, steigt heraus, hüpfet mit leichtem Fuße die Treppe hinauf und stürzt sich mitten unter einen Zirkel von Damen in den Besuchsaal. Sie stehen auf und rufen in einem empfindsamen Tone:

Ach

Ach es ist unser lieber Neuborn, die Seele unsers Kränzchens! Wo kommen sie her? Vermuthlich von der Regierung? „Sie haben recht, meine schöne Damen! Themis hat mir die Augenblicke geraubt, die ich der Freundschaft weihen wollte. Die liebe Göttin ist von Natur sehr ernsthaft, und ich muß gestehen daß sie mich heute bis zum Sterben entuiert hat.“ — Gab es keinen unterhaltenden Prozeß? — „Keinen. Doch ja. Man referirte die Klagschrift eines siebenzigjährigen Greises, dem sein Sohn ein kleines Erbe von zweihundert Thalern abstreiten will.

— Vermuthlich ist dieser Sohn in schlechten Umständen? — „Im Gegentheil er ist ein Crösus; aber ein undankbarer, hartenherziger Unhold. Oh nun es giebt dieser Leute so viel in der Welt!“ — Schrecklich! entsetzlich! — „Wenn sie ihn gesehen hätten diesen ehrlichen Vater, er würde Ihnen Thränen ausgepreßt haben. Er hat sich für seinen Sohn arm gemacht und dies ist nun sein Dank!“ — Ich liebe Ihre Wärme, Neuborn, sagte der Minister. Es freut mich daß Ihnen das Schicksal des Alten zu Herzen geht. — „Lassen Sie uns von dieser unlustigen Materie abbrechen, und eine Parthie Biribi machen,“ unterbrach ihn die schöne Präsidentin; „wir haben Sie mit Ungeduld erwartet.“ — Ueber die Erscheinung ihres jungen Gesellschafters ent

entzückt, setzten sich nun alle an den Spieltisch. Neuborn thronte mitten unter ihnen, ganze Wogen Goldes strömten aus seiner Börse, und das Spiel hub an. Kaum war es im Gange, so ließ eine raube, mistönende Stimme im Hofe sich hören. Man horcht. Es ist ein Blinder, der das Lied des treuen Blondel herköllert und jeder Strophe die Nitornelle anhängt: „Gebt einem armen Blinden ein Almosen um Gotteswillen.“ Sein Gesang war so pathetisch, so sonderbar, daß die lauschenden Damen ihre Verwunderung nicht verbergen konnten. „Ach hören Sie doch, Herr Graf. Es ist zum Erstaunen, es ist ganz originell. Der Mann muß auch eine ganz eigene Physiognomie haben. Lassen Sie ihn doch heraufrufen, er muß uns sein Lied wiederholen, es wird zum Todlachen seyn.“ Aus Gefälligkeit für das Frauentzimmer befahl der Graf einem seiner Bedienten den Blinden herauf zu holen. Der gute Alte erschien, und da er nicht sah, so konnte ihn nichts verblenden oder irre machen. Er krazte mit einem durch Apoll verwünschten Fidelbogen seine Romanze und begleitete den Gesang mit so seltsamen Frazen, daß die Damen ein lautes Gelächter aufschlugen. Als er fertig war, näherte sich ihm der Graf, und fragte ihn in einem freundschaftlichen Tone: „Guter Mann! send Ihr schon lange blind?“ — Noch nicht lange, mein lieber gnädiger Herr, ich war ehedem reich,
ich

ich war glücklich. — „Was hattet ihr für einen Stand? “ — Den edelsten, den nützlichsten, ich war ein Ackermann. — „Was hat euch denn so herunter gebracht?“ — Ein Sohn, ein treulofer Sohn, den ich liebte, und der nun seinen alten Vater verachtet, nachdem er ihn an den Bettelstab gebracht hat. — „Das Ungeheuer! Hat er Vermögen?“ — Ich habe das Meinige an ihn gewandt; die Erziehung, die ich ihm gab, hat ihm ein einträgliches Amt, mächtige Gönner, ja so gar den Adel erworben. — „Und er vernichtet euch?“ — Dieses ist ihm nicht genug. Müde mich zu sehen, müde sich zu schämen, nicht etwa seines Verbrechens, sondern meines Elendes, das doch sein Werk ist, hat er mich vor drei Jahren einsperren lassen; dreißig Monate schmachtete ich in einem Hospital, wo ich das Gesicht verlor.... Ah Gott, wenn ich daran denke! ... Kummer, Elend, Krankheit, alles nagte an mein Leben; das Grab war meine letzte, einzige Hoffnung, doch auch diese Ruhestätte verschloß sich unter meinem Fuße; ich erholte mich wieder, und mußte bald darauf das Armenhaus verlassen, weil ich nicht mehr arbeiten konnte, und mein kümmerliches Kostgeld unrichtig bezahlt wurde. Ich ward ein Bettler, allein ich gehe nur des Nachts meinem Brode nach, aus Furcht des Tages erkannt und von meinem grausamen Sohne zum andernmal eingesezt zu werden. — Diese Worte, die der

Alte kaum aussprechen konnte, drangen allen Damen ans Herz, und ihr zierlicher Spielgefelle, der weit blässer und gerührter ausfab als die übrigen, schien mit einem tödtlichen Verdrusse zu kämpfen. Der Graf der seine Betäubung wahrnahm, sagte ihm ganz bestürzt: „Wie? es wird Ihnen übel, mein lieber Neuborn?“ — Neuborn? rief der Blinde. Ja er ist's. — „Wer?“ — Mein Sohn, dieses ist sein jetziger Name. — Ha Vater! rief endlich Neuborn voll Verzweiflung, wie konntet ihr... Er redete nicht aus, und eilte wütend aus dem Saale, wo er jedermann im tiefsten Erstaunen zurück ließ... Der arme Blinde zerfloß in Thränen, und konnte mit genauer Noth die gebrochenen Worte sammeln: „Ach gnädiger Herr, ich bin verloren! Er war hier, er hat mich gekannt, ich bin verloren.“ — Nein mein guter Alter, erwiderte der gerührte Graf. Ihr seyd nicht verloren. Ich nehme euch unter meinem Schutz. Das Ungeheker! Er sprach so eben von Undank. Er!... Ueber diesen Neben bemerkte der Graf auf dem Spieltische Neuborns Geldbörse, die er hatte liegen lassen. Er nahm sie, es waren zwanzig Ducaten darin. Er legte noch fünfzehn hinzu, die Neuborn eben gewonnen hatte, und indem er das Gold dem Blinden zustellte sagte er: „Hier unglücklicher Mann, hier ist etwas auf Abschlag per Wohlthaten, die Euer unwürdiger Sohn von

Euch empfangen hat. Nehmt diese Börse, und dankt der Vorsehung die Euch in mein Haus führte. Euer Lied hat Euch wohl nie so viel eingetragen als heute. . . ." Der Blinde mußte im gräßlichen Pallaſte schlafen. Den folgenden Tag erzählte der Minister diese Begebenheit dem Fürsten. Dieser nahm sich des unglücklichen Vaters an, und bald mußte der grausame Neugeborene, seines Amtes beraubt und überall verspottet, seine Schande in einer entfernten Provinz verbergen. Allein die Gewissensbisse folgten ihm nach, sie nagten ihm am Herzen und verkürzten sein Leben, daß er mit dem schändlichsten aller Laster, dem Undank, befleckt hat.

Pfeffel.

III.

Friedrich der Zweite vor der Schlacht bei Rossbach.

Alles was ich dem unvergeßlichen König, auf welchen die Brennen stolz seyn können, aufreiben kann, interessiert mich, wenn's anders von glaubwürdigen Zeugen bestätigt wird. So denk ich, muß es auch einem jeden andern Verehrer dieses Einzigen gehen. Es sind dann doch immer

me

mer Züge zur Ausmalung seines Bildes. Der künftige Charakteristiker kann solche Anekdoten benutzen, denn noch fand dieser König keinen seiner ganz würdigen Biografen. —

Man weiß es, daß in dem thatenvollen Krieg von 7 Jahren, das Glück der Waffen außerordentlich wandelbar war. Bald setzte Friedrich II. den Fuß seinen Feinden auf den Nacken und bald fand er sich auch in der Klemme. Dies letztere war auch der Fall vor dem in der Rubrik genannten glücklichen Treffen, welches in seinen Folgen so wichtig war und dem eingeengten König Luft machte. — Einer meiner Freunde, der die Leipziger Messe besucht, und überhaupt in Sachsen kein Fremdling ist, erzählte mir neulich aus dem Munde eines edlen Greises, bei welchem er in der Gegend von Rosbach eingekehrt war, folgenden auf diese Affaire Beziehung habenden Umstand. Mein Freund soll selbst referiren:

Auf einer meiner letztern Reisen durch Sachsen fand ich in einem Gasthaus an der Wand eines Zimmers folgende Note: „Place du repos de Frederic II. dans la nuit avant la bataille près de Rosbach le 5. Novembre 1757.“ D. i. Ruhestätte Friedrichs I. in der Nacht vor der Schlacht bei Rosbach den 5. November 1757. Ich verweilte bei diesem Denkmal und ließ es mir von

dem Greifen, einem enthusiastischen Verehrer des großen Königs, erklären. „Ich war, sprach er, so glücklich, zu der eben bemerkten Zeit den König bei mir in meinem Hause zu sehen. Ganz abgemattet und ermüdet von den Strapazen, arbeitend unter Kriegsforgen — gieng er in dieses Zimmer. Die gewöhnliche Heiterkeit schien ihn verlassen zu haben. Man konnte es ihm anmerken, daß er große Gedanken dachte — große Plänen wälzte. Er entfernte sein Gefolge von sich und ruhte hier einige Stunden aus. Hier auf erschien er wieder ganz aufgemuntert und heiter. Man sah ihm seine gewohnte Festigkeit an. Nach dem gelieferten Treffen kam der König wieder in mein Haus. Auf dieser Wand sah ich diese Zeilen, bei welchen ich oft stehen bleib und den großen König bewundere.“ So weit der Greis.

Unter allen hervorragenden Zügen Friedrichs des II. staun ich am meisten über seine Besetztheit und Entschlossenheit in Gefahren. Das veräth immer eine große Seele, die viele Resourcen in sich hat. Ich will den Leser nur noch auf ein einziges Beispiel aufmerksam machen, welches uns der vortrefliche Herr Inspector Köster in Magdeburg in seiner Schrift: Bruchstück aus meinem Campagnen Leben (den Ueberfall bei Sockkirch betreffend) anführt. Nach dem ebenerwähnt-

wähnten Ueberfall war der König gewiß in einer mislichen Lage. Auf der Anhöhe bei Bauzen sammelte er die Trümmer seiner Armee, der man zwar die Kanonen — aber nicht den Streitmuth hatte nehmen können. Hier stand er auf einem Hügel, gelehnt auf seinen Krückenstock. *) Seine Officiere schlossen um ihn einen Kreis. Ganz fühlte er seinen Verlust. Aber nach etwaiger Sammlung und getroffenen Dispositionen richtete er sich wieder auf, und Hofnung, Durchsicht verklärte sein Angesicht.

Er wich dem Unglück nicht — both ihm viel, mehr die Stirne. **)

IV.

Die Magd beim Pulverfaß.

Ein Pulverhändler in einer großen Stadt in N* schickte seine Magd mit einer kleinen Unschlittkerze auf den Speicher, wo aus Versehen ein

*) Herrliches Sujet zu einem Kupferstich gab dieser Vorfall. Man würde diesem gut ausgeführten Stück Abnehmer genug versprechen können.

**) Tu ne cede malis; sed contra audentior ito.

ein Pulverfaß unzugedeckt geblieben war. Diese glaubte, es wär Rübsamen, womit ihr Herr auch handelte, und stellte unbesorgt ihr Licht darinn, während daß sie ihre Geschäfte oben verrichtete. In der Eil vergaß sie das Licht mitzunehmen und ließ selbiges in der gefährlichen Lage stehen. Wie sie herunter kam, merkte ihr Herr, daß sie das Licht nicht mitbrachte. Er vernahm von ihr, daß sie's in das Faß mit Saamen gestellt hätte. Wie ein Blitz fuhr's ihm durch die Seele: Vielleicht wird so dein Haus gesprengt und selbst hast du's dir zuzuschreiben. Den begangenen Fehler machte er indessen dadurch gut und entgieng die fernere traurigen Folgen, daß er, ohne sich die Bestürzung anmerken zu lassen, die Magd wieder hinaufschickte, um das Licht zu holen. Sie that's ohn etwas zu befürchten — ohne die große Gefahr zu ahnden, der sie entgegen gieng. Glückliche brachte sie das Licht mit herunter, welches noch nicht gezündet hatte.

So hängt das Schwerdt oft an einem Haar über unserm Haupt und trift uns dennoch nicht.

V.

Unvorsichtigkeit beim Scheibenschießer.

Die Mutter eines Furchtsamen und Vorsichtigen pflegt nicht zu weinen.

So sagt man im Sprüchwort. Und gewiß wolgeordnete Vorsichtigkeit kann man nicht genug empfehlen.

In einer gewissen Stadt im — — schoss man vor einiger Zeit nach der Scheibe, woben man aber vergaß, die Bahn weit genug von dem Wege zu verlegen und das Fliegen der Kugeln zu verhindern. Der Prediger des Orts gieng seinen gewöhnlichen Weg spazieren — beschäftigt mit Selbstgesprächen und Betrachtungen. Husch! — Da rauscht eine Kugel am Kopf vorbei, die leicht seinen Tagen hätte ein Ende machen können. Sie schadete ihm aber nicht, und er gab einen neuen Beweis, daß Gottes Schild uns manchmal in nahen und ungesesehenen Gefahren mächtig decket.

Ueberhaupt kann die Vorsichtigkeit beym Schießgewehr nicht genug empfohlen werden. Ein gewisser Belehrter hatte einmal einen Officier bei

Bei sich, mit welchem er sich auf seinem Studierzimmer über verschiedene Gegenstände unterhielt. Auch hing da eine Jagdflinte. Man nahm sie herunter keiner vermuthete, daß sie geladen war. Der Officier schlug an und zielte dahin, wo der Besitzer derselben gemeiniglich zu schreiben und zu studieren pflegte. Die Flinte war geladen — gieng los und nahm einen großen Theil der Wand mit. Wie sehr war der Gelehrte hier in Gefahr. Denn allem Anschein nach hätte der Officier wenn er auch da gefessen war, doch dahin gezielt, weil sie Freunde waren und keinen Schuß im Gewehr vermutheten. Wie viel Beispiele von den traurigen Folgen des unvorsichtigen Gebrauchs des Schießgewehrs sind nicht vorhanden? wie mancher verlor dadurch sein Auge oder nahm sonst Schaden? Möchte man sich doch durch solche Unfälle warnen lassen! —

VI.

Die eigennützigte Freigebigkeit.

Ein Knabe in R. hatte von seinen Eltern oft gehört, daß Wohlthätigkeit gegen Dürftige nie unbelohnt bleibe und daß man den Ertrag der Almosen doppelt und dreifach zurück zu erwarten hätte.

hätte. Der Knabe verstand dies ganz buchstäblich und nahm sich vor, die Wahrheit davon baldmöglichst zu experimentiren. Bei dem Almosen sammeln gab er seinen ganzen Besizthum zum Behuf der Armen in der Meinung weg, daß das Kapital mit reichlichen Zinsen wieder einkehren würde. Er vermuthete des Morgens die Taschen gefüllt — Wie sich das nicht ereignete, kam er schluchzend zu seinen Eltern und warf ihnen die Falschheit und Unrichtigkeit ihrer Zusagen und Angaben vor, wovon er sich nun hinreichend überzeugt hätte. Wiedergefunden hätte er nichts. Er würde sich wohl vor weitere Ausgaben zu hüten wissen.

Wie dieser Knabe machens auch viele Alten. Ihre Freigebigkeit leidet gleich Noth, wenn sie den Saamen nicht alsobald aufgehen sehen. Sie wollen dem Herrn nichts leihen — nichts creditiren. Ueberhaupt bedenkt man nicht, daß es in dem wohlthätigen Plan der Vorsicht auch liegt, daß die guten Folgen guter Handlungen nicht immer so nahe in einander greifen. In mancher Rücksicht ist solches heilsam und unserm Eifer im Guten förderlich. —

VII.

Beruhigung mit eigener Hingabe.

Man hört oft von Leidenden, daß ihre Tröster sie bloß mit Worten abspessen und deswegen zu den leidigen Trobströstern gehören. Den Vorwurf verdienen die aber nicht, die gern Hand an's Werk legen, die misliche Lage ihres Bruders zu verbessern — Die sich's etwas kosten lassen.

Der bekannte Hofprediger Fronoret in Berlin hatt' außerordentlich viele Mühe, seine Predigten zu memoriren. Er mußte sie gleichsam in's Gedächtnis schieben. Und dann fiel ihm der Vortrag doch noch immer sehr schwer. In dem 70ten Jahr seines Lebens hatt' er einmal das Unglück, stecken zu bleiben. Dieser Umstand brachte den alten Mann, dessen anderweitigen Verdienste entschrieben waren, so herunter, daß er seine Gemeinde um Verzeihung bat und aus Niedergeschlagenheit die Kanzel scheute. Beaufobre der ältere sucht ihn zu trösten und darüber zu beruhigen. Alle Gründe wollten nicht verfangen. Endlich sprach er zu seinem leidenden Kollegen: Wüßt' ich, daß es zu ihrer Beruhigung und Ermunterung gereichte, so wollt ich am nächsten

Sonntag

Sonntag ihnen zu Liebe vor der ganzen Gemein-
de auch einmal verstummen, um mit ihnen dies-
ses Loos zu theilen. Das war doch vieles für
einen bekümmerten Freund angebothen! —

VIII.

An das neue Jahr.

Willkommen, jüngster Sohn der ältesten Zeit,
Neues Jahr!

Willkommen auf unsern Gränzen.

Suchst du im Elend Schmachende? —

Sie werden jedem deiner Tritte

Zu Schaaren begegnen:

Tröste sie!

Suchst du die Fröhlichen? —

Wo der Blick weinender Unschuld sich wendet,

Dort wirst du sie finden:

Warne sie!!

Suchst du, die sich auflehnen

Wider den Herrn und seinen Gesalbten?

Ach; sie belagern den Erdkreis:

Stürze sie!!!

Suchst

Suchst du, die nach dem Herrn noch fragen?
Ach; sie gehn einsam in den
Wüsten des Lebens,
Suchen Weide und finden sie nicht:
Sammle sie!

Suchst du Germaniens Schmuck?
Die Krone des Landes? —
Such im Getümmel des Feldes,
Unter klirrenden Waffen:
Dort wirst du Ihn finden,
Den Sanften, den Edlen, den Frommen,
Friedrich Wilhelm — —
Den Herrn seiner Knechte,
Den Knecht seines Herrn!
Führ' Ihn zurück!!!

Krone mit Palmen den Sieger,
Und — daß keiner deiner Brüder
Aus Ihn, den Vielgeliebten,
Wieder raubt!!

Bis die vergängliche Palme,
Gewunden im Staube,
Entgegenwelkt — der unvergänglichen Krone
Ew'ger Belohnung!!!

Wilhelmine Brumbey geb. Martini.

Inhalt

Des Sechsten Jahrgangs

Der Niederrheinischen Unterhaltungen.

Januar. 1. Vorschläge zur Abstellung einiger Mißbräuche und Beschwerden des geselligen Lebens. 2. Noch einige Fragmente aus meinem Reisejournal im Sommer 1791 an M***. 3. Anarchiemäßiges Betragen der Franzosen auch ausserhalb Frankreich. 4. Wichtige Anzeige. Das von dem Herrn Doctor Moneta bekannt gemachte Mittel, wider den Biß toller Hunde, betreffend. 5. Aus der Grafschaft Mark, d. 14. N. 1791. 6. Miscellaneen.

Februar. 1. Aus der Grafschaft Mark, 10. Forts. 2. Fortgesetzte Fragmente aus meinem Reisejournal 10. 3. Ueber die Priesterehe. 4. Ueber Epikur. Für einige Leser der nachgelassenen Schriften Friedrichs II. 5. Ländliche Gedächtnißfeyer des J. J. Rousseau zu Montmorency. 6. An Grimaldi.

März. 1. Abschaffung der Duelle. 2. Beispiele eines ausserordentlichen Gedächtnisses. 3. Noch ein Paar Inquisitionsgeschichten. 4. Leben, Meinungen und Thaten des jetzigen Kaisers von Marokko. 5. Ueber heutigen Freiheitsdrang. Ein Paar Parodien auf das bekannte Rheinweinielied von Usmus: Bekränz mit Laub 10. 6. Wetterbeobachtung 7. Beitrag zur Toleranz.

April. 1. Leben, Meinungen und Thaten des jetzigen Kaisers von Marokko. Fortsetzung. 2. Anekdoten die französische Revolution betreffend. 3. Der beherzte Freigeist. 4. Der reiche Bettler. 5. Merkwürdige Warnung vor der Trunkenheit. 6. Ode auf den Tod des Kaisers Leopold II. 7. Anrede an des

Inhalt.

Kronprinzen Königl. Hoheit im Kammergericht zu Berlin.

May. 1. Anekdoten und Bemerkungen aus der Naturbeschreibung der Thiere. 2. Noch etwas und wahrscheinlich das Letzte von dem Vermächtnisfabrikant Masius. 3. Einige bewährte Hausmittel. 4. Etwas von Domingo. 5. Nützlicher Vorschlag und Anweisung ein Pferd für die Hälfte der sonst gewöhnlichen Kosten zu füttern. 6. Verfertigungsart eines durch vorzügliche Güte auszeichnenden Poliments zur Glanzvergoldung. 7. Ein neues Zuckerersparendes Surrogat des Caffee. 8. Bekanntmachung eines Hauspflasters von außerordentlicher und bewundernswürdiger Heilkraft. 9. Fortsetzung der Anekdoten, die französische Revolution betreffend. 10. Allddeutsche Redlichkeit. 11. Noch einige Nachrichten das Junkersche Sonnenmikroskop betreffend. 12. Deyffentliche Anstalten.

Juny. 1. Die Königsmörder. 2. Beispiele der Standhaftigkeit und der Liebe zum Vaterlande. 3. Großmüthige Menschenliebe eines Armen. 4. Schilderung eines gutmüthigen Völkchens in Afrika. 5. Ein Paar Anekdoten, von dem Kaiserl. Bibliothekar Düval. 7. Auszug aus den Bekenntnissen des Grafen von C***. 8. Ein Paar Sinngedichte. 9. Einfälle. (U. d. Französis.) 10. Churfürstliche Königl. Verordnung den Traueraufwand betreffend.

July. 1. Arion, oder der gerettete Musikus. 2. Beispiele des lebhaftesten Witzes und der schnellsten Fassungskraft bei Kindern. 3. Auszug eines Briefes von L. d. 5. Junn. 4. Der Wunderdotter. 5. Die Gebrüder Hardi in Köln. 6. Reichthum, wo man ihn nicht sucht. 7. Nachricht von einer

Inhalt.

gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalt.
8. Toleranznachricht. 9. Öffentliche An-
stalten 10. Schriftstellerei in Deutschland.
11. Ein Quid pro Quo. 12. Anekdote.
13. Vom Nutzen des Safts vom Ahorn-
baum. 14. Auffallende schöne Wirkung ei-
ner öffentlichen Schulprüfung in Rußland.
15. Miscellaneen. 16. Wie die Nähennadeln
verfertigt werden. 17. Schriftstellerprobe.
18. Kryptographie.

August. 1. Belehrungen über die Verfertigung
guter Barometer und Thermometer und
deren Gebrauch im gem. Leben. von Müller.
2. Die Königsmörder. von N—d—r. 3.
Frohleichnamsfest und Erleuchtung der
Peterkirche am Peterstage in Rom. 4.
Möchten doch alle Großen so denken. 5.
Cartoffelröhre zu machen. 6. Einen für
das Wasser undurchdringlichen Kutt zu
verfertigen. 7. An die Herren Herausge-
ber der N. U. 8. Auflösung der kryptogra-
phischen Aufgabe im vorigen Heft.

September. 1. Ein Traum. 2. Zur Beherzi-
gung für jedermann. 3. Der Blut- oder
Goldfink. 4. Einige Anekdoten a d 7jäh-
rigen Kriege. 5. Merkwürdige Probe von
der Treue Friedrichs II. in dem Halten
seines gegebenen Wortes. 6. Edle Herz-
haftigkeit. 7. Sparsamkeit am rechten Ort.
7. Cole Kade. 9. Kriegegefang eines
preuss. Grenadiers. 10. Gesundheit bei
der Feier des Geburtstags Seiner König-
lichen Majestät. 11. Wichtige Rüge des
versteckten Stolzes. 12. Eine freimüthige
Antwort. 13. Noch eine Probe von Kryp-
tographie.

Oktober. 1. Liebe ist oft die Triebfeder der glän-
zendsten und rührendsten Handlungen. 2.
Ein merkwürdiger Traum. 3. Poetische

Inhalt.

Aufsätze. 4. Die Sinne täuschen. 5. Anleitung zum bequemern und vervielfältigtem Gebrauch des Junkerschen Sonnenmikroskops. 6. Auszug eines Briefs von D. D. 6. Okt. 1792. 7. Die edle Genügsamkeit. 8. Geld bringt Sorgen. 9. Rechtliche Reclamation. 10. Mittel die Maulwürfe zu vertreiben. 11. Wunderbare Krankheitsgeschichte. 12. Anwendung der Königsferzeit im Haus- und Wirtschaftswesen. 13. Merkwürdiges Testament.

November. 1. Der betrogene Mauthner. 2. Musterhafte Arbeitsamkeit und Berufstreue. 3. Treffende Antwort eines Rarodumenen. 4. Edle und große Seelen wo man sie oft nicht erwartet. 5. Merkwürdiges Alter eines Falken. 6. Nachricht von einem außerordentlichen Virtuosen auf dem allereinfachsten Instrument. 7. Vorschlag statt der Seife mit Kartoffeln zu waschen. 8. Die graue Stute ist das bessere Pferd. 9. Beitrag zur Geschichte der Kriegsfolgen. 10. Fagette. 11. Ueber Neckers Abhandlung von der vollziehenden Gewalt in großen Staaten. 12. Von Materialien, die sich von selbst entzünden, und Feuerbrünste veranlassen können. 13. Gemeinhüßige Nachrichten.

December. 1. Beschluß der Fragmente aus meinem Reisejournal im Sommer 1791. 2. Der blinde Bettler. Nach dem Französ. 3. Friedrich der II vor der Schlacht bei Rossbach. 4. Die Magd beim Pulverfaß. 5. Unvorsichtigkeit beim Scheibenschießen. 6. Die eigennüßige Freigebigkeit. 7. Beruhigung mit eigener Hingabe. 8. An das neue Jahr.

TIFFEN® Gray Scale

R

G

B

W

Y

C

M

K

G

M

B

M

M

A 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

5. Alt
fältigster
mitroß.
u. D. d.
stamkeit.
liche Ne-
würte zu
theitsge-
igst-erzert
13-Merk-
hner. 2,
aufgreue,
numenen.
in sie ofe
Alter ei-
nem auf.
allerein-
lag statt
den. 8,
fied. 9.
gefolgen.
Abhand-
t in groß-
ten, die
verbrün-
weihüßige
aus mei-
91. 2.
französis.
lacht bei
ulverfab.
nschießen.
7. Veru-
An das



